

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Nikolaus Hennenschmidt

[urn:nbn:de:bsz:31-339668](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339668)

fehret um; ihr seyd auf einem schlimmen Wege begriffen; der führt nicht zum Heil.“ Die Reden wurden lauter, verworrener, erboster. „Männer,“ sprach der Pfarrer wieder, „ich gebiete euch im Namen Gottes, dessen Wort ich zu predigen habe, kehrt um!“ Es ward anfangs stille, aber dann trat einer aus der hintern Reihe hervor und sprach: „Herr Pfarrer, wenn Ihr predigen wollt, so thut's von der Kanzel herab; hier ist's nicht am Ort.“ Und er wollte ihn bei Seite schieben. Aber der Pfarrer trat ein paar Schritte zurück, riß Rock und Weste auf, und rief: „Wollt ihr mir Gewalt anthun, so thut's! Schießt mir eine Kugel durch die Brust und schreitet über meinen Leichnam hinweg, ich weiche nicht.“ Die Bauern stuzten: „Thut's, sag' ich, und schneidet mir dann die Zunge aus, und nagelt sie an die Kanzel, wo ich euch so oft gepredigt habe, vergebens; und hauer mir die Hand ab, die euch am Altar so oft gesegnet und gespeiset hat, vergebens; und reißet mir das Herz aus dem Leibe.“ — Ein heilfälliges Murmeln ging durch die Reihen. Da nahm der Älteste das Wort und sprach: „Männer, der Herr Pfarrer hat Recht; kehren wir um.“ Das thaten sie auch, und den Aergsten unter ihnen zogen sie mit sich fort. Also hatte der Pfarrer sein Versprechen gelöst, das er dem Landrichter gethan: er wolle ein besonderes Augenmerk auf ihn haben. Nachmals erfuhr der Landrichter, der indessen auf ein anderes Gericht versetzt worden, welche Gefahr ihn bedroht, und wem er sein Leben zu verdanken hatte; und wie der Wanderer vernommen, so hat er seinem Retter schriftlich gedankt, und dessen Frau auch, im Namen ihrer unmündigen Kindlein.

Nikolaus Hennenschmidt.

Zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte in einer schlesischen Stadt ein junger Mann, Namens Nikolaus Hennenschmidt. Er hatte von seinem Vater ein hübsches Vermögen und eine im guten Zuge befindliche Gastwirthschaft ererbt, aber jenes brachte er mit leichtsinnigen Gesellen in Saus und Braus durch, so daß sein Gasthaus bald von allen ehrsamern Bürgern vermieden und fast zur Einöde wurde, da die lustigen Brüder, als nichts mehr ohne Geld zu haben war, und alle schon tüchtig an der Kreide standen, ebenfalls sich entfernten. Nikolaus Hennenschmidt sah nun oft und krübelte, wie er

seinen Zustand verbessern wolle; da kehrte eines Tages ein östreichischer Invalide bei ihm ein, der viel zu erzählen wußte; unter andern auch von den Schätzen, die in und bei der Burg Osterwitz im Lande Kärnthens verborgen seyn sollten, seit der Zeit, da Margaretha, genannt die Mantasche, verwüstend von einer Burg zur andern zog, und viele ihr Besitzthum an Gold und Kleinodien nach der festesten der Burgen nach Osterwitz brachten, um es dort zum Theil zwischen Mauern oder unter der Erde zu verbergen. Gar manchen aber erreichte der Tod, ehe er seiner Schätze wieder habhaft wurde, und so blieben sie vergraben und unbekannt, bis auf den heutigen Tag. Dieses erzählte der Invalide und hatte an Hennenschmidt einen eifrigen Zuschauer und Zuhörer; der Gedanke an die vielen Schätze in der Burg Osterwitz verließ ihn nicht mehr, so daß er endlich den Rest seiner Habe zu Geld machte und gen Kärnthens wanderte mit großen Hoffnungen.

Burg Osterwitz gehörte damals Freiherrn Revenhüller, doch war sie nur von einem Kastellan und einigen Dienern bewohnt. Nikolaus Hennenschmidt dort angekommen, gab sich für einen deutschen Handelsherrn aus, der von den Protestanten verjagt worden, und nun eine Verrückung des Schicksals in Kärnthens erwarten wollte. Er wußte, sich dem Kastellan gefällig zu machen, so daß dieser auf einem Seitenflügel der Burg ihm eine Wohnung einräumte, und ihn endlich gar zu seinem Rechnungsführer annahm. Jetzt spähte Nikolaus überall umher, grub geheim hier und dort, von Schätzen ließ sich aber nichts gewahren. Wie er nun eines Tages in der weitläufigen Burg wieder durch öde Gemächer schritt, und manche der Inschriften las, die an den Mauern angebracht sind, fiel ihm eine auf, die fast unleserlich geworden, aus der er aber endlich folgenden Vers zusammenbrachte:

„Sonder Furcht und sonder Grauen
Kann ich diesen Ort nicht schauen;
Er verschleucht des andern Freud',
Der mir seine Schätze beut.“

Unter dieser Inschrift standen die Zahlen 5 und 8. Und auf was diese Bezug haben wußten, ließ sich aus einem zweiten Verse erkennen:

„Ich sä're Grauen und Gold ging auf,
Da kam mir eben das Grauen zubauf!
Kannst gut du wählen mit 5 und acht
Sind Gold und Grauen dir zugeacht.“

Wie von unheimlichen Mächten wird Nikolaus immer wieder zu dem Gemach getrieben,

wo er diese Sprüche entzifferte und endlich kam er mit Werkzeugen, um die Mauer zu öffnen, die an dieser Stelle dem Klange nach minder fest schien, als sonst überall in der Burg. Die wenigen Insassen derselben waren nach St. Veit gegangen zu einem Volksfeste, Nikolaus aber, um seinem Gelüst, der Entdeckung eines Schazes, zu folgen, blieb daheim. Er konnte dies um so eber, da er durch sein stetes Sinnen und Trachten verkürrt, für einen Sonderling galt, den man seiner Wege lassen müsse; ja er wurde schon damals „der trübe Deutsche“ genannt, ein Beinamen, der später ihm verblieb. — Jetzt arbeitete er rüthig, die Mauer zu öffnen; wer aber schildert sein Entsetzen, als ein lose gewordener Theil derselben plötzlich zusammenstürzte, und er eines menschlichen Gerippes ansichtig wurde.

Wie von Gelftern gesagt, entfloß er, und hatte Monate hindurch nicht den Muth zu weitem Nachforschungen; des Menschen Habsucht überwältigt aber jede Furcht, und statt den Anblick des Gerippes für eine Mahnung zu halten, daß alles eitel ist, so besonders das, was der Mensch ja doch diesseits zurücklassen muß, weil ihm jenseits nur seine Thaten zählen, warf er das Geripp zusammen, im Glauben, er werde irgend eine Weisung zu Schätzen entdecken. Gierig durchwühlte er Staub und Knochen, nichts war zu finden, und da der Abend hereinbrach, floß er endlich abermals mit erneuertem und doppeltem Entsetzen. Die Aufregung warf ihn auf das Krankenlager, der Kastellan und seine Familie pflegten ihn, und als er endlich wieder genas, da erzählte ihm jener, er habe im Fieber fortwährend von Todtengerippen und Schätzen gesprochen, oft aber auch ausgerufen fünf und acht, welches sich keiner zu erklären gewußt. Nikolaus Hennenschmidt schwieg und beachtete nicht die zweite Mahnung, die ihm seine Krankheit hätte seyn können. Mit der Wiederkehr seiner Kräfte folgte er von Neuem den Antrieben seiner bösen Neigung, die sich an jene beiden Zahlen bestete. Er zählte alle Steine, pochte an allen Wänden, schlug hier eine Oeffnung, grub dort in die Tiefe, alles vergebens, nur daß „der trübe Deutsche“ endlich für einen Wahnsinnigen gehalten wurde. Jahre vergingen auf Jahre, und Nikolaus, zu keinem Geschäfte mehr zu gebrauchen, wurde endlich auf der Burg nur Gegenstand des Mitleids, dem man ein kümmerliches Daseyn fristete. Schon war er Greis geworden, und noch hatte

sich seine wilde Lust nach Schätzen nicht beruhigt; da geschah es, daß er die vielen Warttürme zählte, die Georg Rheventhüller zu Ende des 15ten Jahrhunderts hatte erbauen lassen. Und als Nikolaus von da, wo er sein Zählen angefangen, zu dem fünften Wartthurm kam, bemerkte er, daß dieser acht Mauereinschnitte hatte. Ein neuer Sporn für ihn! Er unersuchte den Thurm, und fand, daß er im Erdgeschosß ganz leer, der Boden aber mit Steinen besetzt war. Er schlug auf die Steine — sie tönten an einigen Stellen, als ob eine Höhlung darunter wäre. Unsat verbrachte er den Tag, konnte kaum die Nacht erwarten, um den Boden dort aufzuwühlen. Mit einer Blendlaterne und Werkzeugen versehen, schlich er sich gegen Mitternacht in den Thurm. Draußen war es mondhell und im Innern des Gemachs spielten wunderbare Schatten die durch den Schein der Blendlaterne sich nur noch mehr krenzten. Nikolaus sah sich nicht viel um, sondern betrieb die Arbeit in Angst und Eile. Er hob die Steine aus den Fugen, und traf auf einen leeren Raum; hier grub er — und welch' Entzücken! bald hob er ein schweres Gefäß empor. Er sprengte den Deckel, und Gold glänzt ihm entgegen; in frischer Eier arbeitete er weiter, und Kisten mit Gold und Kleinodien kamen zum Vorschein. Er trug die Schätze nach seinem Gemach in solcher Hast, daß er in Schweiß badete, stellte dann im Thurm alles wieder her, so weit er es vermochte, und lief dann freudig zurück, an seinen Schätzen sich zu ergöhen. Wie er aber nun die Gefäße und Kisten öffnete, fand er in einer der letzteren ein Pergamentblatt, auf dem geschrieben stand: „Diese Schätze zu erlangen, erschlug ich meinen Bruder und verbarg den Leichnam im Gemäuer der Burg. Des Geldes aber wurde ich nicht froh, denn der Schatten des Ermordeten verfolgte mich überall. Ich ziehe wider die Ungläubigen, um meine Schuld abzuwaschen mit meinem Blute, die Seele zu erretten. Wer aber dereinst diese Schätze findet, bedenke wohl, daß er mit ihrem Gebrauch dem Teufel verfallen; er gebe hin und opfere alles zu heiligen Werken, sonst komme über ihn der Fluch, der ihn jagen wird von Land zu Land. Andreas von Colnis.“

Am Morgen des nächsten Tages wurde Nikolaus Hennenschmidt todt gefunden, wahrscheinlich hatte ihn der Schlag getroffen. In der Hand hielt er noch das Pergament, seine Augen waren

starr auf die Schätze gerichtet und aus seinen Zügen sprachen Schreck und Grimm.

Kein Mensch aber wagte das Gold und die Kleinodien sein zu nennen; beides kam an ein Kloster in Klagenfurt. Dies ist die Geschichte von Nikolaus Hennenschmidt, der, statt sein Leben der Gottesfurcht und Arbeit zu weihen, sich den Zerrungen der Habsucht überließ, in ihren Martern lebte, bis er in ihrem Netze umkam.

Die aber, welche die Geschichte lesen, mögen erkennen, daß es nicht höhern Gewinn geben kann, als den, der in den Worten liegt: Bete und arbeite!

Die beiden Fischer.

Da wo die Limmat aus Zürich's blauem See sich windet, und erst ruhigen und stillen Zuges unter den Brücken der Stadt, im Angesichte des gothischen Münsters und der Kirchen zu St. Peter, U. L. Frau ruhig dahin zieht, dann bei den Mühlen im reisenden Falle seine Ufer verläßt und sich in zwei Arme theilt, da stachen oft bei leuchtenden Fackelglanze die Fischer in stiller Nacht mit ihren Harpunen Lachse tod, die, gebendet von der Helle des Lichtes, über des Wassers Oberfläche hüpfen.

Heinrich und Kurt, zwei Fischer, wohnten in der Nähe des Feldes, an dessen Ende sich die wilde Sil mit der Limmat vermählt. Eiers waren sie gute Nachbarn, und keiner band seinen Nachen los, ohne es dem Andern zu sagen. Oft und gerne gingen sie gemeinschaftlich auf den Fang, aber manchmal übertrugen sie wechselseitig einander das nährnde Geschäft, und dann theilte jeder am Abend wieder und redlich. Arglos nahm von des Freundes Willkühr der seinen Antheil hin, der nicht bei der Arbeit gewesen, und Jeder hatte in der Stadt seine Leute, bei denen er die Fische verkaufen und sich den Bedarf des Lebens sichern konnte.

Viele Jahre hatten sie beisammen gelebt, und in Freud und Leid ebrlich miteinander hausgehalten. Heinrich sah in seiner Hütte die süßen Freuden des häuslichen Lebens ihm blühen und seiner Tage Sorgen freundlich verschonen. Ein liebendes Weib lag an seinem Herzen, wenn er, müde von schwerer Arbeit, des Abends in die Laube trat und sein Vesperbrod bei einem Glase Wein verzehrte, oder wenn am frühen Morgen die Sonne durch die Blätter der Reben, die an den Fenstern seines Schlafgemachs auf-

wärts raptren, mit warmem Strahl an ihrer Seite weckte.

Dann betete Heinrich mit gefalteten Händen zum Vater empor, und das holde Weib küßte die schlafenden Kinder auf Aug und Lippen, und wenn sie dann da stand im Lächeln der stillen Freude, so bebte oft der Gedanke ihr durch die Seele: „O, wenn nur keines das andere verliert!“

Manchmal schlüpfte dann eine Thräne die Wange herab, wie wenn in dunkeln Vorgefühl langer Trennung Liebende sich das Letzmal zu umarmen glauben, und wenn sie nur für Stunden und Augenblicke scheiden mußten.

Auf dem Schooße der Mutter wiegend, spielten die Kinder Heinrich's gern, wenn er fern war, am Ufer des Stroms, oder die Mutter setzte sich dort auf ein Bänkchen des Kohlgartens nieder, und hürete mit wachsamem Augen und thätiger Hand ihre Kinderwelt, auf daß der Vieblinge keinem etwas Böses widerfahre oder in den Geschäften des Hauses nicht irgend eine Lücke entstehe.

Kurt war oft ein Zeuge von Heinrich's Glück, manchmal besuchte er ihn nach vollbrachtem Tagewerk, oder wenn er ihn zu holen kam oder nach Hause begleitete; dann sah er die Seligkeit stiller und geräuschloser Liebe und verweilte gern unter dem Dache des Nachbarn oder im Freien unter dem Schatten seiner Lade. Heinrich's Knaben drängten sich dann um den guten Kurt, und zupften ihn an seinem Kleide, oder stahlen ihm die weiße Klappe vom Kopfe, oder zogen ihm leise die Angel aus der Tasche und versteckten sie ihm. Wenn er dann ihre Streiche merkte, stand er auf und jagte sie im Garten umher, bis sie baten: „O Kurt! laß uns jetzt gehen, wir wollen es nicht mehr thun.“ Gern weilte er unter diesen Kleinen, ihm selber war die Wonne nicht geworden, Gatte zu seyn und Vater zu heißen. Einer alten immer kränklichen Mutter wartete und pflegte er mit seiner Schwester, die nebst dieser Sorge auch die kleine Wirthschaft verwaltete.

Eines Abends, als die Sonne schon längst am Fagerberge untergegangen war, und der Mondes-Diertel über der Gegend leuchtete, wo jetzt die Gartenterrasse des Waisenhauses steht, kam er zu Heinrich, der schon im ersten Schummer lag, und die Thüre verräthelt, die Lampe ausgelöscht hatte.

Er klopfte leise am Laden des Fensters an und bat, er möchte mitkommen, die Lachse